



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rochholz, E. L.: Weihnachten und Neujahr in der Schweiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Weihnachten und Neujahr in der Schweiz

von E. L. Hochholz.

2. Winter Sonnenwendefest am 21. December. — Lofungen in der Christnacht. — Weihnachtsbaum und Jerichorose. — Stephanstag und Johannisweinspende.

Eine scherzende Antwort auf die überflüssige Anfrage, wie es geht, pflegt zu lauten: wie man's treibt und dreht. Damit ist im letzten Grunde wahrscheinlich nichts Geringeres gemeint, als der Umschwung des Sonnenrades zur Zeit der Sonnenwende. Wenn die Sonne um Wittwinter aus ihrem tiefsten Stande eine neue kräftige Bewegung aufwärts nehmen soll, so scheint jene Redensart sinnbildlich dazu aufzufordern, das Flammenrad des Tages in seinem frischbegonnenen Anlauf mit bergan rollen zu helfen. In unsrer Sprache selbst liegt der Grund dieser Ausdrucksweise, denn alle drei Begriffe, die des Jahres mit seiner doppelten oder vierfachen Umschungszeit, der Sonne mit ihrem Strahlenring und des Rades mit seiner geschlossenen Felge erscheinen gleichmäßig als eine sich drehende Welle und Walze und heißen daher angelsächsisch *hveol* (Rad) und in friesischer und dänischer Wortform *jul*. Daher bedeutet das Wort *Jul* für den ganzen skandinavischen Norden die Weihnachten, weil mit dieser das deutsche Neujahr seinen Beginn nahm, und so feiern wir selbst beide Feste der Sonnenwenden immer noch unter dem Sinnbilde eines strohumwundenen oder laubgeschmückten, eines brennenden oder eines grünenden Schwungrades. In der Edda ist *Fagra-Hvel*, das schöne lichte Rad, der epische Name der Sonne; *Holy Rood!* hört man die Knaben in den Straßen Londons rufen, die da um Weihnachten ihre Ginsters- und Stechpalmenkränze feil bieten. Ja selbst wenn unsern Dorfknauschaften ihre Weihnachtsfreude, das Scheibenschlagen und Radtreiben, polizeilich endlich ganz verleidet werden könnte, so würde auch dann noch ein tausendfältig verbrauchtes Sinnbild unsrer Sonnenwendfeier übrigbleiben, das Festbrod der Breze, gebacken in der redenden Form des vierspeichigen Sonnenrades. Korbweise oder an lange Tragstangen gereiht wird sie durch die Stadtstraßen feilgeboten, mannshoch liegt sie aufgeschichtet hinter den Glasfenstern der Bäckerläden, und in ungezählter Menge wird sie von Neujahr an bis gegen Ostern verspeist.

Doch anstatt uns selber vorzugreifen, haben wir erst einen alterthümlichen Festbrauch unsrer Landschaft zu berichten, der mit jener Eingangs erwähnten Phrase wörtlich übereinstimmt. Je am 21. December begeht die Stadt Zofingen in Privatreisen und Gasthäusern das ihr eigenthümliche Fest, die *Sunne*.

wendig, und dieser kürzeste Tag des Jahres giebt den Städtern Anlaß zu dem allgemein üblichen Scherze, die Sonne umdrehen zu helfen. Wer da dem Andern begegnet, zu Hause oder auf der Straße, wird unversehens umgedreht oder sucht den Bekannten herumzudrehen, und wenn die verschiedenen Pickenicks dieses Tages durchgemacht sind, so wird man gegen Abend das Kunststück förmlich erlernt haben, sich ohne List und Beihilfe eines Zweiten unwillkürlich um sich selber zu drehen. Dann aber versüßt sich die Männerwelt erst in ihre Zunft- und Gaststuben, und während hier bis in die späte Nacht um Hasen und Geflügel gespielt wird, bekämpft man die Portionen scharf gewürzten Hasen- und Gänsepfeffers mit entsprechenden Quantitäten welschen Weines. Wenn da die alten Herren manches Rundgesanges ihrer Studentenzeit sich wieder erinnern, so wissen sie ihn nunmehr erst mit treffenderem Humor, mit gründlicherem Verständnisse vorzutragen; sie feiern ja die Constellation, die sich heute am Himmel vollziehen soll, den wirbelnd aufsteigenden Gang der jungen Sonne im feurigen Tanze aller Planeten, und zum Nachbilde dieser Himmelsbewegungen wird nun gemeinsam ein erhabener Salamander gerieben oder die Burleske angestimmt: „Ich nehm mein Gläschen in die Hand“ u. s. w. bis zu dem Schlusse: „was unten ist, muß oben stehn!“ So findet denn die richtige Feststimmung auch ihr richtiges Volkslied auf, stellt den zerrütteten Text wieder her und weiß dem sinnlos gewordenen seinen ursprünglichen Sinn und Zweck wiederzugeben. So ergeht es dabei z. B. einem alten Winterliede (gedruckt in Mones Anzeiger 1836, 333), dem ohne die Schilderung unsrer Sonnewendfeier kein Geist mehr einzuhauchen wäre; es ist gesungen von einem angeblichen Kannengießer, der sich Hans Krus nennt, weil er alle Weihnachtskrausen leer trinkt. Windschnell läßt er sein Drehrad umlaufen, um die matte Winter Sonne im Wirbel mit empor zu ziehen, dann setzt er sich zum Lohne seines Gelingens weindürstend in die Badstube zu den Bschbrüdern:

Die Sonn zuckt er geschwind
Am kantengiesserrad,
es laßt vmb aff der wind,
darnach schepft er im bad.

Es wird den Werth des eben Erzählten nicht wenig unterstützen, wenn diesem so vereinzelt Züge aus dem Leben eines schweizerischen Provinzialstädtchens ein gleicher aus dem skandinavischen Norden passend gegenübergestellt werden kann. Rudbeck erzählt ihn in seiner *Atlantica* 1, Kap. 5, §. 2. Beim nordischen Zulinken wurde an einer Schnur, die von der Zimmerdecke herab bis an die Köpfe der zu Tische Sitzenden reichte, eine Keule gebunden. So oft einer den großen Methbecher aufs Neujahr zu leeren begann, brachte man die Keule derart in Umschwung, daß sie den Gast in fortgesetzter Bewegung umkreiste. Leerte er den Becher so langsam, daß die kreisende Keule inzwischen ermattend ihn

Grensgöten IV. 1864.

berühren konnte, so hatte er zur Strafe abermals einen Becher nachzutrinken. Man nannte dies Spiel die Julklubba, die Weihnachtskeule, und suchte mit ihrem Umschwung den Umlauf der Sonne auszudrücken, den man heute feierte.

Der festlich gestimmte Mensch verfährt wie ein Kind, das schon im voraus an der ihm zugesagten Freude herum nascht; er entlehnt für seinen kürzesten Tag schon die Feiertagskleider, die er erst am längsten anziehen soll, er wechselt Winter- und Sommer Sonnenwende mannigfach mit einander. Wie man zu Pfingsten und Johannis im Mittsommer Maien vor die Häuser aufpflanzte, die Gassen mit den Johannisfröhen überspannt und Abends lichtschimmernde Transparentkugeln dranhängt; so trägt die Knabenschaar jetzt schon gepußte Tannenbäumchen durch den Winterschnee und ersingt sich vor den Häusern Brennholz zum winterlichen Sonnwend- oder Faschnachtsfeuer. Führer des Zuges sind der in Strohgarben geflochtene Winter und der epheugrüne Sommer, jener in Pelzkappe und Pelzhandschuhen, mit dem Dreschflegel; dieser im weißen Sennenhemde, bänderflatternd, den Heurechen schulternd. Beide ringen mit einander, der Sommer siegt und die Pantomime entweder oder der dazu gesprochene Kampfspruch kündigt an, daß ebenso die Sonne nun wieder die Oberhand im Lande bekommen werde. Alsdann, damit sie Nachts schon die Thüre finden könne, entzündet man Hunderte von Kienfackeln und durchrennt damit die Anhöhen, man wirft die Brände zu Hausen, tanzt und überspringt zu Paaren die Flamme, schlägt die Feuerscheiben und Funkenrädlein an Schwungstäben über den Berg hinab und läßt ein brennendes Pflugrad gegen das Dorf hinein laufen: alles als ein vorfrühes Abbild der Oster- und Pfingstsonne, die in drei Freudenprüngen über die Gebirgsspitzen emportanzen und durch den Himmel hinfahren wird, wie diese Feuerscheiben in ihrer kreisenden, rollenden, lichtsprühenden Bahn. Alsdann bäckt man in unsern Gebirgsgegenden, wo man die norddeutschen Kringeln und Bregeln sonst nicht kennt, die süßen Rädlein: handgroße, farbige Marktbrode in Form von Rammrädern, deren innerer Kreis mit vier Zuckerspeichen durchgittert ist. Vierfach reicht der Speichenkopf über die Radsfelgen hinaus, damit man an diese vier harten Backspitzen noch andere Süßigkeiten anspießen kann. In der Mitte des Rades steht an der Stelle der Nabe die sogenannte Zeittafel, ein goldenes oder farbiges Zifferblatt mit den zwölf Stundenzahlen. Somit ist dieses Rädlein ein vollständiges Sinnbild der mit dem Ring und Rad des Sonnenjahres sich abschließenden Zeit. Genau von derselben Gestalt ist im fernen Saterlande die wäpelpkröt, ein, wie der Name selbst besagt, freisrundes, (hveol) Ruthengeflecht; die Nabe wird mit Goldblech verziert und die über die Felgen hinausragenden Speichen mit Aepfeln besteckt. Am Neujahr werfen es die jungen Bursche den heirathsfähigen Mädchen unter Abfeuern einer Pistole unverhofft ins Haus. (Kuhn, Nordd. Sag. pg. 407.) Um dieselbe Zeit pflegt der schwedische Bauer

ein mit einem Reifen umzogenes Kreuz anzukreiden über Fenster, Thüre und Brunnen, gleichwie man in den tiroler Gebirgsdörfern Truden, Aldein, Nadein und Kalditsch Räder in Kreuzform, aus Hartholz gehauen, über den Stallthüren anbringt; je älter ein solches Erbstück ist, um so werther ist es gehalten als ein Schutzmittel des Hauses gegen Zauber (Zingerle, Tirol. Sitten, Nr. 278), denn wer ein Rad über den Thorweg macht, sagt der Aberglaube, hat Glück im Hause. Im Schleswigschen war es in der That Brauch, daß einer am Weihnachtsabend hinausging und ein Wagenrad vor sich her ostwärts ins Dorf rollte; man nannte das, Weihnachten herein tründeln: „trild e Jul ind.“ (Jahrb. der Herzogth. Schlesw.-Holstein, 1861. Bd. 4, 268.) Mit diesem letzterwähnten Brauche begegnet uns die lebendige Verkörperung einer ganzen Reihe gleichnamiger Sagen, aus denen hier nur etliche redende Züge mitgetheilt werden sollen. An zwei Häusern der Altstadt Münchens befinden sich Wandgemälde, einen durch die Zuschauermenge eilenden Mann darstellend, der von der Landstraße herein ein hohes Wagenrad dem Stadithore entgegentreibt. Dasselbe Wahrzeichen begegnet bei Bamberg. Dort war ein Wagner die Wette eingegangen, er werde vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne einen Waldbaum fällen, daraus ein Rad hauen und es ohne Eisenreif noch bis nach Würzburg rollen. Schon hatte er mit dem so gefertigten Rade Kloster Ebrach hinter sich, da sank er vor Erschöpfung hin und starb. Zur Stelle ist da der Radstein errichtet mit einem daran ausgehauenen Rade. (Brader, Neue Sag. 1859, Nr. 155.) — Das Kloster Jlesfeld im Harze wurde von der Gräfin Jlger von Bielftein gegründet an derjenigen Stelle, wo eine Flamme wie ein feuriges Mühlenrad zusammengerollt stehen blieb. Als man hier zur Stelle aufgrub, um die Grundmauern zu legen, lagen zwei Tonnen Goldes im Boden. (Pröhle, Harzsag. 1. 225.) — Auf die Höhe des schwäbischen Froberges mit der nach droben stehenden (Rad-) Kapelle hat, wie die Sage erzählt, der frobergerger Ritter wetend ein Rad gerollt und damit der unten liegenden Ortschaft Erolzheim den Namen gegeben, da die Zuschauer dem Rade verwundert nachgerufen haben sollen: Er rollt's heim! (?) (Birlinger, Schwäb. Sag. 1, Nr. 273.) So ist das erfurter Stadtwappen ein sechspeichiges, dasjenige von Mainz ein achtspeichiges Rad, und in den friesischen Gesetzen wird das neunspeichige als das Sonnenrad selbst geheiligt. Wo einst die Haine oder Tempel der Sonnengötter Fro und Wustan waren, wo man zugleich den großen Jahresgerichtstag abhielt, da war ein in das Feuer gesetztes Wagenrad der Kern und Mittelpunkt der reinigenden Opferflamme und erstreckte die Dauer des Opfermahls so lange, bis die Rabe, vorher absichtlich mit Wasser durchdrängt, gänzlich zu Asche verzehrt war. An eben solchen Stellen baute dann die Christenheit ihre alterthümlichen Radkapellen und gab ihnen das heidnische Abzeichen ins Siegel. So lehren es die deutschen Weisthümer, wie nicht minder die Benedictionsformeln, mit denen die

Kirche nachgiebig und dem schwachen Heidenfinn zu Gute Wagenräder einsegnete.

Man lese es selbst nach in Hockers Geschichten des Mosellandes 415, wie alljährlich zu Trier die Mehgerzunft in der Fastenzeit ein Feuerrad vom Gipfel des Paulsberges in die Mosel hinabließ unter dem Geläute sämtlicher Kirchen. Die berittenen Mehger feuerten aus ihren Geschossen auf das flammende Rad und erhielten, wenn es vollends in die Mosel rollte, vom trierer Bischof ein Fuder Wein und von den Webern der Stadt einen Zunftschmauß. Jetzt erst, nachdem uns der Sinn und Zweck dämmert, welcher in den Sitten und Bräuchen unsrer Ahnen lag, werden auch die zu ihnen passenden Sagen lichtvoller und nothwendiger; und so bekommen, wie unser verdienstvoller Mythograph Schwarz in Berlin sagt, die Bräuche durch die Mythen einen ungeahnten natürlichen Hintergrund. Wenn in Thüringen die allbekannte Frau Berchta mit den Heimchen den Ackerpflug herbeischleppt, weil man ihr das daran Gebrochene neu hämmern soll; wenn in Mecklenburg die Frau Gode den Ackerknecht Nachts aus dem Schläfe holt, weil das Rad an ihrem Wagen abgelaufen ist; dann ist eben auch die eine Sonnenwende erfüllt und abgelaufen. Und wenn dann das Gestirn stille zu stehen scheint, dann soll auch der Mensch feiertägig ruhen, nicht waschen, backen und Alltagspeise essen; kein Spinnrad drehen, sonst mißrät die junge Leinsaat und Frau Holle zerzaust den Spinnrocken; nicht das Rad des Schieflarrens oder Düngewagens bewegen (der Pflug ruht zu dieser Zeit ohnedies), sonst erkrankt das Vieh im neuen Jahre. Das ist das Gebot zur Zeit der Zwölften, die wegen der verhofften Anwesenheit der Götter dem Menschen zur strengsten Heiligung anempfohlen ist. Bei diesem obersten und weihvollsten aller Sonntage heißt es daher im altdänischen Liede Bonved:

Die Sonn' ist runder als ein Rad,

Im Himmel trinkt man fröhliche Weihnacht.

Sind aber die sieben Wintermonate vorüber und es läßt sich das erste Rollen der Frühlingsgewitter hören, dann zimmert sich der alte Gott mit der Donnerart sein neues Zeitrad für die Sommer Sonnenwende; daher pflegt der ditmarsische Bauer beim rollenden Donner zu sagen (bei Müllenhoff S. 358): Nu faert de Olde all wedder da hawen unn haut mit sen Ex anne Räd. Alsdann thun wir dasselbe den Göttern im Himmel nach: Wir legen dem nistenden Storche ein Rad aufs Haus- oder Kirchendach, damit er dies vor Wetterschlag sichere; ein kleineres, aus einem bloßen Erlenbände gehauen, wohlbeschlagen mit Klapperblechen; dient unseren Knaben, sobald die Wege wieder schneefrei sind, als Springrad und die Scheffler- und Rüserzunft, wie diejenige zu München, beginnt ihren Zunfttanz durch die Stadt zu machen; sie tanzt den Großen Achter; der Reiffchwinger hat drei volle Weingläser auf

die innere Kante des Reifes frei hingesezt, mit aller Geschwindigkeit über den Kopf und durch die Beine zu schwingen, ohne eines dabei zu verschütten. Fügt man noch bei, daß ihr örtlicher Zunftmeister stabil der Himmelscheffler genannt wird, so wird man auch in diesen althergebrachten Tänzen ungezwungen ein Abbild der am Himmel-eingetretenen Bewegungen erblicken dürfen.

Wie alt wird nun schon das Knabenspiel des Reistreibens bei uns sein; wie altherkömmlich erweist sich der Brauch, ein Wagenrad auf den bestimmten Zieltag im Walde fertig zu hauen und es noch vor Sonnenuntergang in den Ort hereinzurollen. Und obschon von dem einen unsre ältesten Holzschnitte Darstellungen geben, und von dem andern schon die Kloster- und Stiftschroniken besondere Meldung thun, so hätte es vor Kurzem doch noch bloße Verfliegenheit geheißen, in dem einen noch anderes als ein bloßes Kinderspiel, und in dem anderen mehr erblicken zu wollen als ein Wagnerkunststück. Wer dann vollends gar noch unter der Form unserer Brezen, Kringeln, Cierringe und Brodrädchen das gesehen hätte, was sie ursprünglich wirklich waren, gesalzene oder gezuckerte, braune oder farbige Gebildbrode der Sonnenwendzeit, der wäre ein ausgemachter Hinterstuvörderst gewesen. Man hätte ihn mit einem Sprichwort verhöhnen zu können gemeint, dessen wirklicher Sinn doch ebenso wenig wie diese beschriebenen Feste begriffen war: Sei kein Leckermaul, wie Hans, der faute an einem Pflugrade und meinte, es sei ein Butterkringel. —

Die Vorbereitungen zur festlichen Feier der mitternächtlichen Glücksstunde, in der des Heilandes Geburt begangen wird, können in einem Bauernhause beinahe ebenso vielfältig als die übrigen Hausgeschäfte zusammen sein; denn dies eben ist der Wunsch der Frömmigkeit, daß auch auf das Allergeringste diesmal ein Schimmer und Abglanz der himmlischen Gnaden falle. Bis zur heiligen Zeit hat das Gesinde neben anderer Lichtarbeit die Abende mit dem Flechten von Strohbanden zugebracht, die zur künftigen Feldbestellung bestimmt sind. Je näher man damit dem Weihnachtsabend rückt, um so größeren Halt und kräftigere Wirkung legt man diesem geflochtenen Widstroh bei. Reibt man die Kühe im Stalle damit, so werden sie kälbern, die Obstbäume, so werden sie tragen und ihre Frucht nicht unzeitig abfallen lassen; füllt man den Strohsack damit auf, so giebt's lauter Brautschaftsträume. Bevor es aus der Gesindestube hinausgekehrt wird, halten die Mädchen und Buben noch einen scherzhaften Ringkampf auf der Streue, und was dabei noch von Körnern herausgetreten wird und auf dem Stubenboden sich vorfindet, das läßt je nach der Körnergattung eine in eben dieser Frucht reichlich ausfallende nächste Ernte bestimmen. Und so meint man auch die Hausdirne, das Stallthier und den Fruchtbaum der Reihe nach darauf hinweisen zu müssen, daß nun jener Tag wiederkehre, da der Heiland den Stall zum Obdach und das Stroh zum Bette

nahm. Ueberall findet sich unter den Gartenbäumen ein alter Günstling, der dem Wohnhause zunächst und in der Phantasie der obasnascenden Kinder zu oberst steht. Dieser wird nun geschagt und geküßet. Man schaget ihn, indem man alle Nuß- und Apfelschalen nebst dem übrigen Abraum vom Eßtische um seinen Stamm schüttet; und man küßt ihn, indem man ihm ein frischgewundenes Strohband umbindet, in das zum Ueberfluß eine Kupfermünze verborgen wird, damit er auf diesem Strohküssen erwache und nicht übergangen werde, wenn nun die Himmelsmutter kommt und ihre Reichthümer austheilt. Denn Gott, sagt das Sprichwort, bescheert über Nacht, er giebt's den Seinigen im Schläfe. Dann wird sich das taube Stroh in Korn verwandeln und das Weizenkorn sammt der ins Band gesteckten Kupfermünze in Gold. Mit den vom Kneten des Weihnachtsbrodes noch teigigen Armen tritt die Hofbäuerin zum Baum und umarmt ihn; der Hausvater klopft und schüttelt ihn: Auf, Baum, Weihnachten ist's, bring' Aepfel und Birnen! Diese Vermessenheit des Volksglaubens, die unserm Verstand dabei so unbequem fällt, heißt bei den Bauern eine bloße Grille; wenn's Gott will, grünt ein Besenstiel, sagt er.

Der Glaube geht aber noch um einen bedeutenden Schritt weiter; er läßt den Aepfelbaum in der Christnacht eine Mitternachtsstunde lang Blüthen und Früchte zugleich tragen, und seit dem zwölften Jahrhundert schon erzählt unsre deutsche Dichtung von solchen örtlichen Wunderbäumen. Einer stand an der Sarmenstorfer Einsiedelei (Margau. Sag. 1. Nr. 69.); ein gleicher im würzburger Stifte; ein anderer zu Gera ist dadurch berühmt, daß als geschichtliche Thatsache angeführt wird, es seien von ihm wirklich reife Aepfel in der Christnacht gebrochen worden. Ein vierter dieser Art stand zu Tribur am Rhein und seine in der Christnacht reisenden Aepfel hatten die Bestimmung, jährlich dem Landgrafen von Hessen überbracht zu werden: „kleine wohltschmackende äpfelin, ein herrlich wunderwerk der Art wie man auch an den rosen von Jericho sihet“, schreibt Haffner, (Solothurnischer Schauplatz 1. 268.) Man nannte sie Dräutleinsäpfel, entweder abgeleitet von der hl. Gertrudennacht, oder von unsres Herrn (ahd. trohtin) Geburtsnacht, wie denn auch Odhinn's Beiname Thrudr und die Nacht seines Erscheinens die Wunschnacht ist, in welcher alle Schätze sich sonnen, alle Wunder sich erfüllen und der Wunschbaum blüht. In dieser Nacht schüttelt man daher von den Christbäumen das Süßbrod, von den nackten Reifern die Zuckerbregen, von der Fichtendolde das Kind zugleich in seinen neuen Sonntagskleidern. — Von dem im badischen Schwarzwalde und im Züricherlande verbreiteten Geschlecht der Dolder behauptet die Sage, sein Ahnherr sei als Säugling auf einem Baumwipfel am Rhein gefunden worden. Und darum hängt auch dieses alles in effigie oder in natura zusammen auf unserm Weihnachtsbaum, denn er ist ein Zeitmesser des Jahres und trägt daher an seinen aufgestaffelten Fichtenzweigen die ganze Scala von

Bedürfnissen und Wünschen, die uns zwischen Wittwinter und Mittsommer beschäftigen werden. In diesem Sinne faßt ihn das aargauer Landvolk auf, selbst wo es den eigentlichen Christbaum gar nicht kennt; es bäckt einen Honiggelzen in Baumform und bringt dieses „Bäumlibrod“ auf den städtischen Christmarkt zum Verkaufe. Dasselbe gleicht mit seinem kurzen Baumstamm und der freisrunden Baumkrone den vorhin geschilderten Brodrädchen des Sonnenwendfestes und trägt überdies an der breiten Stelle des Laubwerkes auch die „Zeittafel“, ein rundes Zifferblatt aus Zuckeraufguß, das mit dem Zeiger auf zwölf Uhr weist. Damit ist die hl. Zeit der Zwölften selbst ausgedrückt, die den Abschluß des alten und den Anfang des neuen Jahres macht; freisrund aber ist es geformt, wie auch jenes für die Julnacht gebackene Radbrod Gestalt und Namen (englisch Wheeler, der Wagner, schweizerisch sinwel, freisrund) vom Umschwung des Sonnenrades hat. Daß dieses Bäumlibrod zu den deutschen Hausalterthümern gehört, erweist schon das alte Kochbuch von Marg Rumpolt, das Fol. 18. das Küchenrecept dazu anzieht*).

Hundert- ja tausendfältig sind nun die Versuche, die man anstellt, um jene Eine schicksalschwangere Minute zu errathen und zu benutzen, auf welche der Stundenzeiger am Bäumlibrod hinweist, den Wendepunkt der Mitternacht; diesen geheimnißvollen Zeitpunkt richtig zu treffen und zu verwenden, gilt für eine Kunst von ganz unerschöpflichem Vortheil. Man ist daher die ganze Nacht über beschäftigt. Im Keller wird der Wein im Faße nachgefüllt, auf der Kornschütte die Frucht umgestochen, der Vorrath der Obstschnize im Apfeltrog, des Steinobstes im Zwetschen- und Kirschenfäclein wird geordnet, die Körbe im Bienenhäuschen werden gelüpft, und die ganze Nacht durch hört man drinnen die Bienen singen. Mehre Gebäcke oder Hizen nach einander wandern die Nacht über in den Backofen, so daß sich manche Hausfrau ihren ganzen Brodbedarf bis auf Ostern hin heute vorausbäckt. Da muß ja wohl auch solches gesegnetes Brod mit drunter sein, das doppelt austrägt und zwiefach ersättigt, dessen Brosamen, in den heiligen Nächten angejäet, aufgehen wie Samenkorn, welches den Heißhunger stillt und das Heimweh vertreibt. Wer mit solchem Brode dreimal, indessen es Mitternacht schlägt, das Haus unbeschrien umlaufen kann, dem geht ein jeder rechtgebetete Wunsch in Erfüllung. Und wirklich besteht hier und da die förmliche Sitte, daß der Hausvater den frischen Laib Brod und den gefüllten Weinkrug in der Hand Schlag zwölf Uhr sein Wohnhaus umschreitet, nicht zaubernd, sondern betend und

*) Daß dasselbe weite Verbreitung hat, ist einem Inserate der Allg. Augsb. Zeitung 1860, 26. December zu entnehmen, laut welchem der Hofconditor Meyer zu Berlin „Riesenbaumkuchen“ bis China versendet; sie haben bis 50 Pf. Schwere, 5 Fuß Höhe und kosten bis 30 Rthlr.

danke. Der Knecht stellt eine Wanne Hafer in den Nachthau und umgeht mit einem Heubündel den Stall; wenn er das Vieh damit füttert, wird es das Jahr über gesund bleiben. Jung und Alt mißt beim Lichte zweier Kerzen oder draußen im hellen Mondschein den Schatten des eignen Körpers ab, auch dieser soll wachsen und zunehmen*). Man durchgeht in offenen Schnürschuhen das Dickicht der Waldung; wem dabei ein Körnchen des Farnsamens in den Schuh fällt, der wird geisterföchtig und wird den vergraben liegenden Schatz entdecken. Das heirathsfähige Mädchen trägt einen knospenden Blumenstock, besonders einen Rosenzweig ums Haus und beim dritten Mal kann ihr der künftige Bräutigam begegnen. Zugleich erfährt sie mittels der Scheitertaufe, ob sie in langer Ehe leben wird. Sie stellt so viele Holzseithen, als Familienglieder leben, jedes mit einem Namen beklebt, ans Scheunenthor auf. Letzteres wird aber Nachts zwölf Uhr aufgemacht, „damit der Heiland dem lieben Vieh eine Hand voll Lecksalz reichen kann“; wessen Seithen nun beim Oeffnen umgefallen ist, der wird das kommende Jahr nicht überleben. Wer dagegen diese Nacht anstatt im Bette auf bloßer Erde schläft, der ist ein ganzes Jahr vor Zahnweh sicher. Dies Letztere ist noch ein echtes Wort von unsern leibestarken Ahnen, die sich etwas zumuthen durften, so lange sie draußen in Eis und Schnee ihr nächtliches Dank- und Opferfest feierten. Die Kraft der Erde ward ihnen zu Kraft und Stählung der Glieder, frei von Siedthum, wenn sie auf den Waldhöhen eine Nacht lang an der Flamme des Opferbrandes ihren Methtrank sotten und ihren Weizenkuchen baken. Wir bei unserm Punsch und Glühwein im warmen Familienzimmer verstehen freilich nur wenig mehr von jenen Kaltwasserkuren unsrer Vorzeit und von dem auf ihren Glauben gemünzten Festreim:

Zwischen Zwölf und Ein:

Alle Wasser Wein,

Alle Bäume Rosmarein!

Bloßer kahler Aberglanbe ist es also nicht, der diese Sätze ursprünglich erfand, so wenig als es widerchristlich lautet, wenn die katholischen Kinder nun ihr Weihnachtslied vor unsern Fenstern anstimmen:

Alle Propheten wünschten sich das,

Daß der Heiland wie Laub und Gras

Sollt' aus der Erden grünen.

Denn wie könnte auch der kommende Herbst uns Most und Maische geben, wenn die Sonne nicht jetzt schon zu Wittwinter die Keimkraft in Rebe und Gerste wundersam belebte. Darum behauptet der Winzer, man höre jetzt schon das Klopfen der Küßer in den Trotten des Nebberges voraus, und der Hopfenbauer meint, zu gleicher Zeit steche unter dem Decemberschnee schon der Hopfen

*) Vgl. Pfeiffers Germania 5, 69: Ohne Schatten, ohne Seele.

hervor. Weihnachten ist eben nur ein Vorspiel von Ostern, und was jene verheißt, wird diese erfüllen. Es ist daher einerlei Sinn, ob der Grieche die vom Schattengott geraubte Proserpina durch ihre Mutter beim Aehrenlesen wieder auffinden läßt, oder ob unser deutscher Bauer jetzt den Feuerheerd kehrt in der Meinung, es falle in dieser Mitternacht Frucht vom Himmel. Es ist einerlei Sinn, ob der Hellene von einer dem Bacchos geheiligten Quelle auf Andros behauptete, hier fließe an jedem neunten Januar statt Wassers Wein; oder ob beim tiroler Schlosse Reichenstein die Tochter des Lebensbauern, als sie am Schloßbrunnen Wasser holen wollte, edeln Weizen aus der Brunnenröhre rinnen sah und den Krug voll anließ. (Vernaleken, Oestreich. Mythen 260). Nach kirchlicher Legende fing in der ersten Christnacht ein Weinberg bei Bethlehäm an zu blühen und zeitige Trauben zu tragen; zu Rom entsprang im Judenviertel gleichzeitig ein Delbrunnen und ergoß sich in die Tiber. Nicht bloß in der katholischen Landschaft des Friedthales, auch in den altreformirten Bezirken an der untern Aare gilt der Glaube, in der Christnacht lege sich eine dünne Haut von Wein oder von Milchrahm über das Wasser des Brunnentroges; das Kind, das von diesem „Nidelwasser“ trinkt, wird das stärkste, und das Kind, das davon zuerst am Brunnen schöpft, das schönste im Dorfe. Es wird daher in der Christnacht allenthalben das Brunnenvasser rückwärts geschöpft und in zwei Schüsseln heimgetragen; die eine davon ist „die Schüssel des lieben Viehes“, sie ist schon vom Jesuskinde im Kripplein gesegnet worden und heilt nun jedes Uebel im Stalle; die andere Schüssel dient zum Liebesorakel. Gott weihe dich, Gott beschütze dich! spricht das ledige Mädchen, die Schüssel vors Haus stellend, um sie über Nacht gefrieren zu lassen. Aus den darin entstehenden Eiszadeln deutet sie sich die Form von allerlei Handwerkszeug und schließt damit auf die Berufsart ihres künftigen Mannes. Aber da schleichen sich dann die Burschen herbei, um ihr ein wirkliches Merkzeichen der Liebe oder auch wohl ein gröbliches Emblem des Spottes in die Schüssel zu werfen. Nach dem Glauben des deutschen Heiden war alles mit Gnade gesegnet, dem der Blick der Götter begegnete, wenn sie in den Weihnächten durch das Land zogen oder durch die Lüfte fuhren. Der Thau, der aus den Mähnen ihrer Rosse niedertrierte, hieß Heilawag und behielt diesen Namen und seine Bedeutung lange nachher noch im berner Lande bei, wie aus dem Chronisten Valerius Anshelm zu ersehen ist; er gedieh jedem Gläubigen zu einem Weihbrunn und Liebestrank. Als solcher befruchtet er Acker und Weinberg, besprengt weihend und schützend Haus und Hausgenossen und wandelt sich, wie schon im galiläischen Kana geschehen, liebenden treuen Herzen zu einem hochzeitlichen Wein um. Die Kirche, die alles menschlich Berechtigte in ihre Kreise zu ziehen begehrte, läßt am 26. und 27. December den Stephans- und Johanniswein verabreichen, vom 5. Januar an das Dreikönigswasser einsegnen, Feld

und Weinberg damit zu besprengen; aber der ländliche Mensch lebt in seiner eignen Sitte fort und wartet nicht erst auf jene Kirchentage. Jetzt schon stellt er die leere Wassertschüssel vor's Haus; wenn es eine Regennacht ist, dann sind des Morgens so viele Tropfen hineingefallen, als Engel im Himmel sind. Auf den wenig betretenen Waldhöhen des Aäper Strichens im aarauer Jura fließt ein Wildwasser, der Salibrunnen geheiß; eben in dieser Nacht sollen an dem ungebrauchten Quell fünf große Zinnkannen weingefüllt vor der dortigen Höhle der Erdmännlein stehen. (Murgau. Sag. 1., 198.) Auch die alten Wetterregeln haben zum Theil in solchem Glauben ihren Ursprung. Klare (mondhelle) Weihnachten giebt dunkle (angefüllte) Scheunen. So viele Sterne dann am Nachthimmel stehen, so viele Schnitter wird man nachmals in der Ernte brauchen; darum hört man denn jetzt schon, wie „das Glücksheer, das Guetigsheer“ Nachts droben in den Jurabergen in frohe Schnitterlieder ausbricht.

Neben dem Glauben der Frömmigkeit will auch der Volkscherz sein Recht haben und fährt in seiner drastischen Bilderfülle also weiter: In Weihnachten wird der nußbaumene Stubentisch zum braunen wallnußgespickten Lebzelter, der grüne Rachelofen zum Schabzigerstoß (grüner Kräuterkäse) und die Ofenstange zu Bratwurst, die viermal um den Ofen geht. Solche Hyperbeln des Uebermuths sind gleichfalls nicht von heute und haben zum Theil schon ihre eigne kleine Literaturgeschichte aufzuweisen. Die unsrige wiederholt sich in Fischarts Gargantua: „Im Schlaraffenland, drei Meilen hinter Weihnachten, da sind die Lebkuchenwände, die Schweinebratenbalken, die Malvasierbrunnen, da giebt's Bratwurstzäune, Gladendächer und Honigmertel, da fällt der Milchrahmregen und der Zuckererbsebhagel.“ Endlich macht der Scherz Ernst und verkörpert sich leibhaftig, wie unsre Lebkuchenhäuschen am Weihnachtsmarke beweisen, deren Bauart genau nach dem fischartschen Plan beschaffen ist. Und damit es nicht scheine, als ob das Ganze zuletzt doch nur aus einem lustigen Kopfe zufällig einmal entsprungen sei, folgt unser Zeitsatz hier auch noch in derjenigen Gestalt, wie ihn der Sprachforscher Castrén aus dem Munde finnischer Volksstämme in Nordasien vernommen und dem Epos Kalewala (Gesang 21, Vers 389) einverleibt hat:

Wenn der Schöpfer singen wollte,
 Würd' er kräftige Lieder singen:
 Sänge des Meeres Fluth zu Honig,
 Meeresand zu schönen Erbsen,
 Steine schnell zu Hühnereiern,
 Laubwald rasch zu Weizenfluren,
 Berge bald zu süßen Kuchen.

Das Auspuzen des lichterhellen Weihnachtsbäumchens ist in der Schweiz

nicht durchgehends Sitte und wird im Bernerlande außs Neujahr verschoben. Seit neuerer Zeit nimmt der Brauch indeß mehr überhand. So konnte man laut den Tabellen des Marktmeisters zu Basel auf dem dortigen Weihnachtsmarke 1860 zweitausend Christbäumchen zum Verkaufe ausgestellt sehen. Man meint darin eine dem deutschen Protestantismus erst neuerlich nachgeahmte Sitte erkennen zu sollen, die eben deshalb in schweizerischen Landstrichen von unvermischt katholischer Bevölkerung unbekannt ist. Allein alle geschichtliche Erfahrung widerspricht dem. Selbst im päpstlichen Italien sieht man zu Weihnachten in den Verkaufsmagazinen die Vorbeerbäume ausgestellt, behangen mit Goldpapierketten, versilberten kleinen Kürbissen, Citronen- und Salamiguirlanden; am Stamme aber liegt das forinthengefüllte runde Honigbrod des pane dolce und der nie fehlende Schinken sammt gefülltem Schweinskopf.

So findet der Weihnachtsbaum fast überall seine entsprechenden Vertreter; dem Irländer und Nordfranzosen dient dafür die stets grüne Mistel, dem Engländer die Stechpalme, dem Tiroler der Kirschen- oder Fliederzweig. Es konnte also unserm katholischen Landvolke der Weihnachtsbaum ursprünglich weder unbekannt gewesen sein, während es ihn heute nicht mehr kennt, noch kann er demselben, wo man den Baum wirklich aufsteckt, erst durch den reformirten Nachbar zugekommen sein. Die Bevölkerung des Freiamtes und Zugerlandes ist eine unvermischt katholische; gleichwohl bringen dort der vermummte Nikolaus und sein Knecht Schmutzli von jeher die Bescheerung auf einem Bäumchen ins Haus, das mit ausgeblasenen goldschaumigen Eiern, mit Seidenband, Flitter und Wachskerzen verziert sein muß. Dies vorgeschriebene Bäumchen ist der Klausgroß, während doch die Legende des heil. Nikolaus durchaus eines Zuges entbehrt, von dem man das Baumschmücken ableiten könnte. Eben dasselbe eierbehangene „Tannengrogli“ ist das unentbehrliche Abzeichen des „Wildmaundli und Wildwibli“, der beiden stehenden Charaktermasken jener Sennbruderschaftsfeste, die rings um den Vierwaldstättersee alljährlich weltlich und kirchlich begangen werden. Dort, wo man eine Hinneigung der Mitbürger zu reformirten Bräuchen lange genug mit Landesverweisung bestrafte, konnte das Schmücken des Weihnachtsbaumes unmöglich vom Protestantismus entlehnt sein, zumal da ja auch die reformirte Geistlichkeit seit jenem Jahrhundert der Unduldsamkeit, das in der Schweiz das „Prädikantenjahrhundert“ genannt wird, anfang, gegen den heidnischen Brauch zu eifern. „Unter andern Lappalien“ — schrieb damals Dannhauer in seinen Katechet. Lectionen V, 649 — „damit man oft mehr als mit Gottes Wort die Weihnachtszeit begehet, ist auch der Tannenbaum, den man zu Hause mit Zucker behängt und hernach schütteln und abblümen läßt, daß die Kinder ihr Gebetlein fast abgöttischer Weis für dem vermummten und vermeinten Christkindlein ablegen. Besser wärs, man weistete sie auf den geistlichen Cedernbaum Jesum Christum.“ Der Weihnachts-

baum war vielmehr in den deutschen Schweizerkantonen von jeher und ohne Einfluß des religiösen Bekenntnisses so ganz in Übung gewesen, daß alte Statutarrechte und Dorfschaftsbriege seiner als einer Servitut gedenken, deren Leistung oder Nutzung verschiedentlich bald dem Dorfweibel zufiel, bald dem Ortspfarrer und Sigrift, bald sogar sämmtlichen Weibern der Gemeinde. Einen Nachklang dieser alten Sagungen haben wir noch in dem aargauer Dorfe Muen. Hier muß der Bannwart jährlich einen großen Tannenbaum im Forste hauen und ihn unbeschädigt im Tanzsaal des Wirthshauses zum Bären aufrichten. Am Christabend nimmt der Schullehrer sammt der Kinderschaar unter dem Baume Platz und spielt die Rolle der „G'vätterligotte“; er muß nämlich mit den Kindern kindisch thun, gewässerlen gleich der Kinderpathin oder Gotte. Darauf erscheint der Pfarrer, singt mit ihnen einen Psalm und vertheilt einem jeden den voraus bestimmten Kram. Damit man den Lebkuchen oder das Eierzöpflein glatt hinunterbringt, giebt der Lehrer jedem einen Schluck aus der Weinkanne. Sind alsdann alle beschenkt, heimgeschiedt und zu Bette gebracht, so eröffnen die Eltern auf dem gleichen Platze den Tanz um den Tannenbaum. Auch ist es Brauch, daß in der obersten Mädchenschule armen Kindern bescheert wird, was an Handarbeit aufgesammelt worden ist.

In etlichen Landschaften der deutschen und romanischen Schweiz ist es dem Klerus gelungen, statt des heidnischen Weihnachtsbaumes die „Rose von Jericho“ in Geltung zu bringen, noch nicht seit langem, da dieser Ersapppflanze erst 1560 durch Caspar Baudin ihr Name gegeben worden ist. Es ist dies die *anastatica hierocuntica*, sonst auch Chaf Mariam, Marienhand genannt, die ehemals getrocknet mit Stengel und Schote in den Handel kam. Befeuchtet oder ins Wasser gestellt, dehnt sie den Knäuel ihrer verworrenen Zweiglein eine Weile aus und schrumpft trocknend wieder zusammen, dann sagt man, die Blume blühe und schließe sich wieder. Im bündnerischen Puschlav ist es Brauch, psalmensingend die Wache bei der Weihnachtsrose zu halten: *vegliare alla rosa del santo Natale*; rings um den Tisch sitzt die wartende Familie und derjenige gilt für den Glücklichsten im neuen Jahre, nach dessen Seite hin sich die Rose am meisten entfaltet. In unserm Freienamte wird nach dem Abendessen der Tisch frisch gedeckt und die Rose in eine Schüssel voll Weihwasser gestellt. Man versüßt sich dann in die mitternächtige Christmette und hofft bei der Rückkehr die Pflanze mit völlig ausgebreiteten Zweigen vorzufinden, dann hält man sie vors Licht und bestaunt ihren röthlichen Schimmer. Bleiben ihre drei Mittelästchen ungeöffnet, so deutet dies auf einen Trauerfall, der die Familie mit nächstem Jahre betreffen wird. Einige sagen, die Pflanze sei zu Bethlehem in der Geburtsstunde Christi gewachsen, Andere auch, sie sei unter Marias Fuß aufgesproßt, gleich dem *cypripedium* oder Frauenschühlein, da des Herrn Mutter auf Besuch zu Elisabeth über das Gebirge ging. Man be-

figt in einigen Bauernfamilien echte Exemplare, oft hundertjährige Erbstücke, und legt ihnen einen nicht geringen Werth bei. Statt der echten hält man sich auch allerlei Ersagpflanzen z. B. *helleborus niger*, *cirsium acaule*, die in Töpfen gezogen bei schlechtem Wetter sich schließen, bei schönem aufgehen. Je näher dem Weihnachtsabende sie aufblühen, um so näher ist man schon dem Frühlinge und desto besser gedeihen die Jahresfrüchte. Auch *spongia canina* gebraucht man, die zu Folge ihres Vulgarnamens Schlaffenz und Schlafdorn dazu dient, den Winterschlaf abzukürzen. Alle diese Pflanzen darf der Gläubige mit zur Kirche bringen. Nach der Christmette bespritzt sie der Priester mit Weihbrunn und spricht über sie die für den Rosensonntag vorgeschriebene Benedictionsformel: Segne, o Herr, diese Rosen, welche wir Dir aus Andacht und Verehrung für die heilige Maria heute darbringen, den Kranken zu helfen, den Bösen zu verjagen*).

Der deutsche Heide trank auf seiner Götter und Volkshelden, der Neu- belehrte auf jener Heiligen Gedächtniß, die ihm durch geistige und leibliche Stärkproben Bewunderung abgewannen, und die Duldsamkeit der Kirche nahm dieses Minnetrinken in ihr Rituale auf. Noch wird der Stephanstag, 26. December, mit einer kirchlichen Weinspende begangen. Das Manuale Einsidlensis Editio III, 68, schreibt dem Meßpriester vor, am Tage des Protomartyr Stephanus den Laienwein zu segnen und feldweise den Versammelten mit den Worten darzureichen: Bibe fortitudinem Sti Stephani! Da Stephanus zugleich Schutzpatron der Rosse ist, so geschieht an diesem Tage in Rosse züchtenden Gegenden, wie bei uns in den Freibergen und zu Einsiedeln, zugleich die Haferweihe. Das Volk bringt kleine Gebunde von Heu und Stroh, Säckchen mit Hafer, Gerste und Lecksalz herbei und läßt es zur Abwendung von Krankheiten mit Weihwasser besprengen. Die besondere Benedictionsformel für jede dieser Futtergattungen ist zu lesen in dem vorhin erwähnten Manuale. Das Fest hieß auch „Großer Pferdstag“, weil man die Rosse selbst zur Kirche ritt, nach der Einsegnung Wettrennen abhielt und schließlich den Thieren insgesammt zur Alder ließ. „Es seind jhrer gar viel, die haben im gebrauch, daß sie ihren rossen am Steffanstag lassen, sie bedörffen der Lässin, oder nicht. Gedunfft mich eine böse gewonheit.“ Petr. de Crescentiis, Vom Landbau 1602, 193. Wie der Heilige in Schweden mehr als alle Landesheilige gerühmt, besungen und „Gottes bester Marstaller“ genannt worden ist, so trägt er auch in der Schweiz den Schmeichelnamen Steffesmändeli, eine mundartliche Form der Liebesung wie Mandli, Heinzelmänn, Petermann, Hansemann. Eigenthümlich ist noch seine Feier im Dorfe Großdöttingen an der untern Aare, wo er zugleich Kirchenpatron ist. Liederfingend ziehen da die Bursche mit leeren Bütten von

*) Vgl. Friz, Manuale Selectiss. Benedictionum. Rempten, 1737.

Haus zu Haus und lassen sich diese mit Wein füllen. Jeder giebt ihnen nach Vermögen. Derjenige Rebauer, der seinen diesjährigen Vorrath schon verkauft hat, wirft ihnen ein anständiges Geldstück in ihr Armförbchen, an dessen Deckel ein Einschnitt wie an einem Opferstock ist. Der so gewonnene Wein wird auf der Stelle in die leeren Keller armer Wittwen umgeleert, die Gedeinnahme fällt in die Junggesellenkasse, um demjenigen Dorfburschen, der mit Neujahr zuerst beirathen wird, ein Hochzeitsgeschenk zu liefern.

Am zweiten Tage nach Weihnachten, als am Feste Johannis des Evangelisten, wird auf katholischen Dörfern der Johanniswein in der Messe verabreicht. Es geschieht dies zufolge der vom heiligen Augustin herrührenden Angabe, Johannes habe einen Becher voll Gift, nachdem er ihn mit dem Kreuzzeichen gesegnet, schadlos ausgetrunken. Daher führt dieser Heilige in den kirchlichen Abbildungen den Kelch, aus dem ein Schlanglein herauszüngelt, und der Meßpriester spricht bei der Benediction des Weines: Dich rufen wir an, vor dessen Namen die Schlange weicht, der Drache flieht, die Viper schläft und die Giftkröte in ihrer Wuth hinstirbt*). Aus jedem Fasse im Keller läßt der Hausvater etwas Wein ab, und bringt es heute auf den Altar, läßt es mit Weihbrunn besprengen und leert es daheim wieder in die Fässer um; so wird ihm kein einziges Faß abstehn und aus jedem kann er seinem scheidenden Gaste den Johannissegen kredenzen. Letzterer Brauch hat besonders im Kanton Schwyz und in Oberwallis angedauert. Hatte man bereits Abschied genommen und verließ mit dem Frühesten die Herberge, so kam uns der Wirth draußen noch einmal mit dem letzten Scheidetrunk entgegen. In ein von seiner Tochter dargehaltenes Waßglas schüttete er aus zwei Flaschen rothen und weißen Walliserwein zugleich, und erst wenn es der Gast bis auf die Reige geleert hatte, konnte der gegenseitige Wunsch einer glücklichen Reise in Erfüllung gehen. Der kirchliche Segen bedingt dies; *quisquis in peregrinatione fuerit, ab eodem vino confortetur.* (Fritz a. a. O. S. 16.) In unsern katholischen Landkirchen spendet der Pfarrer nach der Messe einige Kannen aus und jeder Anwesende soll einen guten Trunk thun. Weil sich aber die schlaun Jungen dabei wiederholt vorzudrängen wissen und sogar die Kleider vor der Thüre gegenseitig umwechseln, um unerkannt noch einmal an die Kanne zu kommen, so bleiben unsre Männer jetzt bereits aus der Reihe weg und der Brauch des Minnetrinkens geht seinem Ende entgegen. —

*) Vgl. Agenda eccles. Moguntiensis 1551.